Die Ewigkeit ist uns ins Herz gelegt

Gedanken zu Prediger Salomo *(Kohelet) 3,11-14*

(11) Gott hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in der Menschen Herz gelegt; nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.

(12) Da merkte ich, dass es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben.

(13) Denn ein jeder Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.

(14) Ich merkte, dass alles, was Gott tut, das besteht für ewig; man kann nichts dazutun noch wegtun. Das alles tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll.

Kohelet (3,11-14)

(1) Wenn wir im Hohenheimer Park spazieren gehen, stoßen wir auf eine Ruine mit Namen „Die drei Säulen des donnernden Jupiter“. Sie ist schon dem schwäbischen Dichter Ludwig Uhland (1787-1862) aufgefallen, als er dort 1814 spazieren gegangen ist. Schon damals war aber, wie heute, von den drei Säulen nur noch *eine* vorhanden. Sie ist von ein paar Steinbrocken umgeben. Dazu ist eine Tafel angeheftet. Auf dieser ist zu lesen: „Am 10. Juni 1814 gelegentlich eines Besuches von Hohenheim und eines Ganges durch die Ruinen der Gartenanlagen hat [Ludwig] Uhland die Anregung zu seiner Ballade Des Sängers Fluch geschöpft“. Dieses berühmte Gedicht beginnt mit den Worten „Es stand in alten Zeiten ein Schloss so hoch und hehr,/Weit glänzt‘ es über die Lande bis an das blaue Meer“. In der vorletzten Strophe heißt es: „Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,/Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“

Uhland sagt hier: Alles noch so Prächtige wird vergehen, und besonders, wenn es, wie es seine Ballade zeigt, mit Frevel, mit Bosheit zu tun hat.

Vier Jahre zuvor, im Mai 1810, erhielt der badische Dichter und Theologe Johann Peter Hebel (1860-1826) in Karlsruhe Besuch von Ludwig Uhland. Auch Hebel zeigte sich in einem seiner Gedichte von einer Ruine bewegt. Das einige Jahre früher entstandene Gedicht (in alemannischer Mundart verfasst) heißt „Die Vergänglichkeit“. Darin wird der Fußmarsch eines Buben und seines Vaters von Basel aus geschildert. Sie kommen auf dem Weg zwischen den Orten Steinen und Brombach an der Ruine der Burg Rötteln vorbei. Der Bub wird nachdenklich. Er fragt seinen Vater, ob es ihrem stattlichen Wohnhaus auch einmal so ergehen wird, nur noch eine Ruine, nur noch Steinreste. Dabei denkt der Dichter Hebel daran, dass er als dreizehnjähriger Junge mitbekommen musste, wie seine eigene Mutter auf dem Heimweg von Basel nach Hausen gestorben ist, zwischen Steinen und Brombach, unweit dieser Burgruine Rötteln.

Der Vater bestätigt seinem Sohn, dass alles Irdische vergänglich ist. Auch Basel werde vergehen. Ja, „mit der Zeit verbrennt die ganze Welt“. Und der Bub werde dann, „wenn du dich gut hältst“ und „wenn Gott es will“, „in einen Stern“ in der Milchstraße kommen, und von dort aus in eine schöne verborgene Stadt. Dort werde er Vater und Mutter und wen sonst noch wiederfinden. Und von dort oben werde er den inzwischen verkohlten Berg Belchen und das Röttler Schloss sehen. Er werde einem Freund sagen: „Dort habe ich auch schon gelebt und Stiere ins Joch gespannt, Holz nach Basel gefahren und umgepflügt, Wiesen mit Wassergräben durchzogen und Lichtspäne gemacht und mir die Zeit vertrieben bis an mein seliges Ende. Und jetzt möchte ich nicht mehr hin.“

Und in der Zwischenzeit, in der Jetztzeit? Der Vater rät seinem Sohn: „Sei fromm und halte dich wohl, egal, wo auch immer du lebst, und erhalte dein Gewissen rein!“

In den Gedichten „Des Sängers Fluch“ und „Die Vergänglichkeit“ wird eindrücklich vor Augen geführt, was wir alle eigentlich wissen und doch so oft aus unserem Bewusstsein ausblenden: dass unsere Lebenszeit begrenzt ist. Wir sind Meister im Verdrängen.

Normalerweise heißt es, hier liege ein Unterschied zwischen Mensch und Tier: Wir Menschen wüssten, anders als die Tiere, um unsere Begrenztheit und Vergänglichkeit. Wie auch immer: Uns Menschen ist das Bewusstsein mitgegeben, dass wir sterben müssen, dass wir nicht ewig sind. „Es ist nur einer ewig und an allen Enden, und wir in seinen Händen“, heißt es bei Matthias Claudius.

(2) Mit dem noch so bitteren Bewusstsein unserer Endlichkeit ist uns, wie Kohelet (der Prediger Salomo) aus Jerusalem in der Zeit um 300 v. Chr. bemerkt, zugleich die Kehrseite davon „ins Herz gelegt“, nämlich die Ewigkeit. Sind wir selbst schon nicht ewig, dann ist doch etwas anderes ewig, das alle Zeit und allen Raum übergreift, nämlich der Ursprung und das Ziel von allem, der Anfang und das Ende, die kosmische Kraft, der sich alles verdankt, Gott also, „ohn‘ den nichts ist, was ist, von dem wir alles haben“ (Johann Heermann, EG 495,1), und ohne den alles im bloßen Nichts versinken würde, wie in einem der schwarzen Löcher in der Milchstraße.

Freilich, was ist mit diesem Ewigkeits-Bewusstsein gewonnen, das wir doch so gerne beiseiteschieben, weil es uns in unseren alltäglichen Verrichtungen und in dem, was uns Spaß macht, nur stören könnte? Auch wenn wir uns ihm stellen, bleibt es doch dabei: Es überfordert uns. Wir begreifen es nicht, weil es unseren Horizont völlig übersteigt. Wir können es nicht verstehen, wieso überhaupt etwas ist und nicht nichts. Wir können es nicht wissen, was uns nach unserem Tod erwarten wird. Jeder kann das für sich ja ausmalen, wie er will. Aber stimmt es auch, was wir uns da so vorstellen? Ehrlicherweise kommen wir hier nicht hinaus über den „Agnostizismus“, über das Nicht-Wissen. „Ich bin, ich weiß nicht wer.

BIBELWORTE – KURZ BETRACHTET

... wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht. *(Johannes 12,24)*

Im Johannesevangelium wird von Jesu Passion und Tod anders berichtet als in den drei synoptischen Evangelien: unmittelbar zuvor stellt Jesus fest: „Die Stunde ist gekommen." Griechen waren zum Passahfest nach Jerusalem gekommen und hatten nach ihm gefragt. Nun weiß Jesus, dass sich seine Botschaft über die jüdische Gesellschaft hinaus verbreitet hat. Damit ist seine Mission zu Ende und er weiß, dass sein Tod bevorsteht. Wenn er nun seinen Jüngern vom Weizenkorn spricht, das allein bleibt, wenn es nicht in die Erde fällt, aber viel Frucht bringt, wenn es in der Erde stirbt, so wählt er ein eindrückliches Zeichen aus der Natur, wie er sein Leben und Sterben sieht. Dem unscheinbaren Weizenkorn sieht man sein Potenzial nicht an – aber wenn es in der Erde sein Wesen aufgibt, wächst daraus ein Halm mit einer Ähre, die unzählige neue Weizenkörner hervorbringt – viel Frucht zum Wohle vieler.

So ist diese Stelle der Wendepunkt im Johannesevangelium und markiert den Übergang von Jesu öffentlichem Wirken zu Passion und Kreuzigung. Von nun an versucht er seinen Jüngern klarzumachen, dass er nicht mehr lange unter ihnen sein wird. Von der bevorstehenden Kreuzigung spricht er als seiner Erhöhung von der Erde, und dass er alle zu sich ziehen werde. Nochmals legt er ihnen die Liebe untereinander ans Herz.

Bei den anderen Evangelisten ist das Entsetzen über das Geschehen der Kreuzigung noch präsenter; ihre Beschreibungen nehmen beide Seiten auf: den Schrei nach Gott und die Ergebenheit in seinen Willen. Erst nachdem die Jünger Jesus als den Auferstandenen erlebt haben, können sie seine Aussagen verstehen und das Bild des Weizenkorns deuten. Jesus sieht einen Sinn in seinem Sterben, auch wenn er angstvoll in den Tod geht. Er deutet seinen Tod als einen notwendigen Schritt, um neues Leben zu finden. Und nach seinem Leben des sich-Herschenkens an seine Mitmenschen folgt die Verwandlung im Tod zu einem neuen Leben. So kann das Schreckliche fruchtbar für den Glauben und das eigene Leben gemacht werden.

Unsere Welt ist geprägt von Gewalt und Tod – aber Johannes bietet eine andere *Lebens*haltung in der Frage: was sind die Früchte *meines Lebens*? Jesus ist überzeugt, dass sein Leben und Sterben für andere fruchtbar geworden ist. Und auch wir möchten für unser Leben, dass es irgendwie für andere fruchtbar wird. Das erreichen nach dem Wort Jesu nur die Menschen, die sich wegschenken können. Der Narzisst hinterlässt keine Frucht für andere.

Karin Klingbeil

Ich komme, ich weiß nicht woher. Ich gehe, ich weiß nicht wohin. Mich wundert, dass ich so fröhlich bin“, dichtete der schlesische Mystiker Angelus Silesius. Oder wie Kohelet, der Prediger Salomo sagt: „Der Mensch kann nicht ergründen das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.“

(3) Was hat das Ewigkeits-Bewusstsein samt dem damit verbundenen Nicht-Wissen für Folgen in unserem Leben? Kohelet gibt da einen Rat, der zunächst - und besonders in der Bibel - etwas merkwürdig klingt: „Da merkte ich, dass es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. Denn ein jeder Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.“

Dieser Rat könnte grob gottlos missverstanden werden. Davon ist in der Bibel ja auch die Rede. Da sagen Menschen, die mit Gott, der letzten Daseins-Instanz, nichts anfangen können und wollen: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (so zitiert in Jesaja 22,13 und 1. Korinther 15,32). Wenn das Leben schon keinen bleibenden Sinn hat, meinen sie, ja wenn es auch nichts gibt, was uns wirklich ohne Einschränkung verpflichten könnte, dann lasst uns wenigstens das Leben mit seinen Möglichkeiten ausschöpfen! Dann haben wir wenigstens ein bisschen Spaß im Dasein.

Gottlos ist aber auch eine andere Möglichkeit, wie sie in einem Gleichnis Jesu der reiche Kornbauer (Lukas 12,16-21) wahrnimmt. Er hat viel Reichtum zusammengeschaufelt, und jetzt will er einfach genießen, für sich selbst, ohne an andere zu denken, denen es viel schlechter geht als ihm. Er will sich in die Hängematte legen und seine Ruhe haben. Da sagt Jesus im Gleichnis: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Und was hast du dann von all deinem Reichtum?“ Oder von deinem Ruhm? Von dem Ansehen, das du dir erworben hast? Alles vergeblich. Alles umsonst.

Neben diesen entweder nihilistischen oder egoistischen Haltungen gibt es aber auch eine andere Sicht, die Kohelet selbst entwickelt, und die ist nun äußerst hilfreich: Alles, was wir haben, sind Gaben Gottes, Zeichen seiner Güte. Alles dürfen wir dankbar aus seiner Hand nehmen (Vers 13). Und eben deshalb dürfen wir uns auch an diesen Gaben Gottes freuen und unser noch so begrenztes Dasein dankbar genießen.

Freilich gilt das, unter dem Vorzeichen des gütig gebenden Gottes, nur mit einem klaren Akzent, den weder die verzweifelt Genießenden, deren Leben eigentlich ganz leer ist, begriffen haben, noch die eigensüchtig, egoistisch Genießenden, die sich nur um sich selbst drehen: Es gibt Menschen, denen es schlechter geht als uns. Menschen, die darben, hungern und dürsten müssen. Menschen, die von Armut oder von Krankheit oder von schrecklichem inneren oder äußeren Schmerz heimgesucht sind. Menschen, die in ständiger Angst leben. Menschen, die total einsam sind. Menschen, die am Leben verzweifeln. Von ihnen sagt Bert Brecht: „Denn die einen sind im Dunkeln/ Und die anderen sind im Licht./ Und man siehet die im

Lichte/ Die im Dunkeln sieht man nicht."

Wieso geht es in der Welt so ungerecht zu? Wieso müssen manche Leute so unsäglich leiden? Wieso lässt Gott, der es doch gut mit uns meint, das jetzt einfach zu? Wir wissen das nicht. Es bleibt während unserer ganzen irdischen Lebenszeit ein Rätsel.

(4) Aber eines macht Kohelet deutlich: Der gütige Gott ist zu fürchten (Vers 14). Wir haben vor ihm bescheiden und demütig zu sein, ehrfurchtsvoll vor seiner unfasslichen Größe. Und wir haben seinem ehernen Willen zur Liebe zu folgen. Im Schluss des Prediger-Buches, der von späterer Hand angefügt ist, heißt es: „Lasst uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das gilt für alle Menschen. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, alles, was verborgen ist, es sei gut oder böse" (Prediger 12,13-14).

Und das heißt etwa: Wir dürfen bei allem dankbaren Genießen, das uns vergönnt ist, doch die nicht vergessen, denen es schlecht geht. Wir haben ihnen nach unseren Kräften beizustehen, so dass sie auf eigene Beine zu stehen kommen. Andernfalls gleiten wir selbst in eine innere Leere ab, wie die, die aus verdrängter Verzweiflung genießen wollen, oder wir verfallen dem Egoismus wie die, die immer mehr Geld, Eigentum und Macht bei sich anhäufen, wie im Gleichnis Jesu der selbstsüchtige reiche Kornbauer.

„Die Ewigkeit ist uns ins Herz gelegt": Die uns geschenkte Jetzt-Zeit, die wir als Gottes Gabe wenn irgend möglich dankbar genießen dürfen, ist schon ein wenig Ewigkeit. Und die volle Ewigkeit, die unser Begreifen total übersteigt, die uns aber verheißen ist: das sind keine Gegensätze. Ein Stückchen Ewigkeit schon jetzt, und die Erwartung einer Ewigkeit über alles Begreifen hinaus, das darf beides sein.

Andreas Rössler
(Predigt am 21. Juni 2026 bei der Gemeinschaft Evangelischer Schlesier in der Schlosskirche Stuttgart)

Von der religiösen Erfahrung als Schlüssel zum Christentum *Teil 2*

3. Anknüpfungspunkte an die Tradition

Ausgehend von meinen eigenen religiösen Erfahrungen versuche ich jetzt Anknüpfungen zum Christentum zu finden. Für gewöhnlich wird folgender Weg beschritten: Man sucht anhand der Heiligen Schrift herauszuarbeiten, was der Kern des Christentums ist. Auch wenn man religiöse Erfahrungen als Ausgangspunkt für neutestamentliche Schriften annimmt, handelt es sich hierbei meist um eine Erfahrung der ersten Christen, also um eine Fremderfahrung und nicht um die eigene. Ich gehe also genau den anderen Weg – vom eigenen Erleben hin zur Tradition. Dabei scheint es mir wichtig zu sein, sich an die Vorgaben zu halten, die Ernst Vielhaber in seinem lesenswerten Buch aufgestellt hat:

„Schwer verständlich gewordene Sprachbilder werden durch heutige verständlichere Ausdrücke ersetzt."
„Biblische Auffassungen werden aus dem antiken Weltbild herausgelöst und in das gegenwärtige Weltbild übertragen." (Ernst Vielhaber, *Alten Wein in neue Schläuche! Biblische Sprachbilder für heute gedeutet*, Gütersloh 2010, S. 40.)
Ich versuche, an zwei zentralen Punkten anzuknüpfen: a) das Reich Gottes und b) die Gottessohnschaft.

a) Das Reich Gottes

Die Überlieferungen im Neuen Testament enthalten sowohl futurische als auch präsentische Aussagen zum Reich Gottes. Der griechische Begriff *basileia* liegt dem Begriff „Reich" zugrunde. Der entsprechende hebräische Begriff *malkut* bedeutet eigentlich „Königsherrschaft". Er ist weniger missverständlich, weil sich mit „Reich" leicht die Vorstellung von einem räumlichen Ort verbindet. Aber auch „König" oder „Herrschaft" sind Begriffe, die in unserer Zeit problematisch erscheinen. Von einem „König" und von „Herrschaft" zu reden, ist in demokratischen Gesellschaften zumindest höchst missverständlich. Wo Menschen über Menschen herrschen, herrscht eben im heutigen Verständnis eine Unter- und Überordnung zwischen den Menschen. So sehr Neutestamentler darin übereinstimmen, dass die Königsherrschaft Gottes die Mitte der Verkündigung Jesu bildet, so umstritten bleibt ihre Interpretation.

Eine in Theologenkreisen verbreitete Sicht versteht die Botschaft Jesu im Sinne der sogenannten „konsequenten Eschatologie". Damit verbindet sich die These, dass Jesus sich für den von der Apokalyptik erwarteten „Menschensohn" gehalten und entsprechend das Gottesreich eschatologisch verstanden habe. Man erwartete, dass das Gottesreich noch zu Lebzeiten seiner Jünger in unserer Welt verwirklicht werde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Man erklärte das mit einer sogenannten Parusieverzögerung. Aber heutzutage ist es wohl angemessener, wenn man nicht von einer Verzögerung, sondern von einem gänzlichen Ausbleiben sprechen muss. Insofern habe sich Jesus geirrt. Ich will das noch mal hervorheben: In der zentralen Verkündigung seiner Botschaft unterliegt Jesus einem Irrtum! Ich fand diese Interpretation immer schon problematisch. Wenn Jesus in seiner zentralen Botschaft einem Irrtum unterliegen sollte, warum sollten wir ihm dann folgen?

Ulrich von Hasselbach, ehemaliger Schriftleiter beim Freien Christentum, hat dieser apokalyptisch-eschatologischen Interpretation entschieden widersprochen. Unter Berufung auf Lk 17,20 erteilt er Vorstellungen von einer bevorstehenden Weltveränderung, die mit äußeren Ereignissen verbunden ist, eine Absage. Lk 17,21 wird heute in der Regel übersetzt mit „Das Reich Gottes ist mitten unter euch". Das könnte man so deuten, dass Jesus in seiner Person die Mitte verkörpere – oder auch auf eine die christliche Gemeinschaft bezogene Aussage. Martin Luther hat noch eine andere Übersetzung

gewählt: Das Reich Gottes ist inwendig in euch. Man hat alles Mögliche versucht, um diese Übersetzung als überholt und falsch zu brandmarken. Aber wohl zu Unrecht, denn nicht nur Ulrich von Hasselbach, sondern auch Jörg Zink (Jörg Zink, *Dornen können Rosen tragen. Mystik – die Zukunft des Christentums*, Stuttgart 1997, S. 107 ff.) und Gerd Theißen (Gerd Theißen, *Botschaft in Bildern – Entmythologisierung als theologische Wahrheitssuche*, Stuttgart 2021, S. 103.) weisen darauf hin, dass „*entos en hymin*“ (griech.) den inneren Zustand meint. Das Reich Gottes darf nun aber auch nicht als eine rein innerpsychische Größe aufgefasst werden. In den Gleichnissen vom Senfkorn (Mt 13,31 f.) und vom Sauerteig (Mt 13,33) wird von einem werdenden Gottesreich gesprochen. Diese Wachstumsgleichnisse widersprechen zudem der Auffassung, dass das Gottesreich eine rein präsentische Größe ist. Ulrich von Hasselbach hat in seinen Erläuterungen zu ausgewählten Bibelstücken hervorgehoben, dass das Reich Gottes als Heilszustand anzusehen ist, der inwendig in den Kindern Gottes wirke. „Es soll aber darüber hinaus werden zum Heilszustand in der Gemeinschaft, in der Welt. Das ‚Reich Gottes‘ in der Gemeinschaft wächst von innen her, es wächst aus dem ‚Reich Gottes‘ in den Herzen derer, die sich erfassen und erfüllen lassen von Gottes Geist und Liebe. Das ‚Reich Gottes‘ ist ‚inneres Reich‘ und insofern ‚nicht von dieser Welt‘. Aber weil dort, wo es wirklich ist und wächst, Gottes Geist – Gottes Liebe – die dunklen und bösen Mächte verdrängt und überwindet, so ist es doch von starker, wesentlicher Wirkung auf ‚Geist‘ und Lebenshaltung der Gemeinschaft und damit auch auf die äußeren Dinge ‚dieser Welt‘.“ (Ulrich von Hasselbach, *Die Botschaft. Das Evangelium und andere Kernstücke der Bibel*, Stuttgart 1949, S. 120.) Damit wird erstens die Auffassung geteilt, dass es sich beim Reich Gottes um eine innere Dimension (!) handelt. Und dass zweitens das Reich Gottes aber nicht auf eine innerseelische Größe reduziert werden darf.

Ich möchte noch einmal betonen, dass das Reich Gottes nicht auf eine ethische Größe reduziert werden darf. Das ist ganz auf der Linie Schleiermachers, der davon sprach, dass der Kern der Religion weder im Denken noch im Handeln bestehe. Es geht weniger um die Frage: „Was soll ich tun?“ als um die Frage: „Woher bekomme ich Kraft?“ Ein mystisch verstandenes Christentum kann auch nicht per se der Weltflucht bezichtigt werden. Das beste Beispiel sind die Quäker, die aus ihrem mystisch geprägten Verständnis wohl kaum als weltfremd bezeichnet werden können. „Man bezeichnet das Quäkertum am treffendsten als eine Religion der inneren Erfahrung, das Gotteserlebnis, die Gewissheit, mit Gott verbunden zu sein und unser Leben von ihm geführt zu wissen, ist die wesentliche Erfahrung.“ (Religiöse Gesellschaft der Freunde, *Religion ohne Dogma*, Bad Pyrmont 1980, S. 5.) Die Quäker sind als bisher einzige Religionsgemeinschaft mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden.

b) Die Gottessohnschaft

Ohne Gottverbundenheit kann Jesus nicht gedacht werden. Als „Sohn Gottes“ im exklusiven Sinne wurde Jesus von der frühchristlichen Gemeinde bezeichnet. Im Neuen Testament spricht Paulus im Römerbrief von Jesus „als Sohn Gottes in Kraft durch die Auferstehung von den Toten“. (Röm 1,4). In Jesus sahen die ersten Christen die Erfüllung der Prophezeiungen der Heiligen Schriften. Sie sahen in ihm den erhofften Erlöser.

Im Markusevangelium wurde Jesus zum Sohn Gottes durch das Tauferlebnis am Jordan. Hier geschah seine geistige Geburt. Was heißt „geistige Geburt“? Völlig irreführend ist, wenn man bei Geist an Gespenst denkt – im Englischen unterscheidet man dementsprechend zwischen Ghost und Spirit. „Der Geist Gottes ist eine Kraft, über die der Mensch nicht von sich aus verfügt, sondern die ihn aus der Tiefe des Seins erreicht und ihn durchgreifend verändert.“ (Vielhaber, *Alten Wein* (s. Anm. 12), S. 126.) Mir erscheinen folgende Momente wichtig:

1. Geist ist Kraft. Da stimmt Ernst Vielhaber mit Ulrich von Hasselbach überein, der in etlichen Veröffentlichungen immer wieder betont hat, dass Pneuma (griech.) sowohl Geist als auch Kraft meint. „‚Pneuma‘ ist nicht Geist im Sinne von Vernunft oder Verstand, ‚Pneuma‘ ist etwas Wehendes oder Strömendes, etwas Durchdringendes und schöpferisch Erneuerndes, ‚Pneuma‘ ist Kraft.“ (Ulrich von Hasselbach, *Die Menschwerdung Gottes*, in: Freies Christentum 14/1962, Sp. 136.) Es handelt sich also hier um eine Inspiration oder einen energetischen Vorgang. Und es handelt sich nicht um einen bloßen Gesinnungswandel, sondern um einen ganzheitlichen Vorgang, der den Menschen mit seiner Seele, in seinem Gemüt erfasst.

2. Über den Gottesgeist verfügt der Mensch nicht von sich aus. Der Mensch ist Empfangender, nicht Handelnder. Und wem das immer noch nichts sagt, dem können wir das vielleicht auch noch wie folgt erläutern. Statt vom „Geist Gottes“ können wir auch von einer „heilsamen Wirklichkeit“ reden. Jesus wurde also von einer heilsamen Wirklichkeit erfüllt, die ihn zum „Sohn Gottes“ werden ließ. Nach hebräischem Sprachverständnis gibt es – im Unterschied zum hellenistischen Sprachgebrauch – nur eine werdende Gottessohnschaft. In der jüdischen Bibel wurde das Volk Israel insgesamt oder auch sein König als „Sohn Gottes“ bezeichnet. Die „Sohnschaft“ steht im Judentum nicht für einen Zeugungsakt, sondern meint einen Würdenamen. Das Tauferlebnis muss sich aber nicht als singuläres Ereignis zugetragen haben. Es kann durchaus möglich sein, dass es einen Entwicklungsprozess im Leben Jesu gab, der ihn seinen Auftrag bewusst werden ließ. Dieser Entwicklungsprozess wurde dann in verdichteter Sprache als Ereignis beschrieben.

Wieso kam es zu einer Rückdatierung der Gottessohnschaft von der Auferstehung (bei Paulus) zum Tauferlebnis am Jordan? Die frühchristliche Gemeinde wollte damit wohl zum Ausdruck bringen, dass Jesus bereits zu Lebzeiten eine besondere Gottverbundenheit ausgezeichnet hat. Gott wurde in

Jesus transparent. Die nochmals zeitlich zurückverlegte Gottessohnschaft im Lukasevangelium ist wohl dem griechischen Geist des Heidenchristentums geschuldet. Nach griechischem Sprachverständnis beginnt die Gottessohnschaft mit der leiblichen Geburt. Die Vorstellung, dass Jesus ein von einer Jungfrau geborener Sohn Gottes gewesen sei, stellt für den griechischen Sprachgebrauch nichts Ungewöhnliches dar. Auch Platon, Alexander und andere bedeutende Persönlichkeiten wurden mit Jungfrauengeburten verbunden. Man glaubte, dass bedeutende Persönlichkeiten nicht auf natürlichem Wege in diese Welt eingetreten sein konnten. Und Jesus konnte aus der Perspektive seiner Anhänger nicht weniger sein als griechische Heroen.

Eine weitere Zuspitzung oder Vertiefung erfährt diese Interpretation durch folgende Überlegungen. Ich greife hier wiederum auf Ulrich von Hasselbach zurück: „Aber das muss nun in aller Deutlichkeit gesagt werden: was sich in der Menschwerdung des ‚Pneuma' an Jesus vollzogen hat, sollte sich nicht nur an ihm vollziehen. Es ist nicht ein aus allem Vergleichbaren herausgehobenes Geschehen, das als solches einmalig und abgeschlossen wäre." Ich würde hier nicht wie Hasselbach von Menschwerdung Gottes („Inkarnation") sprechen, weil der Begriff Inkarnation im traditionellen theologischen Sprachgebrauch besagt, dass Christus als Sohn Gottes von der himmlischen Welt auf die Erde niederkam. Auch wenn die Lehre von der Menschwerdung Gottes als das Herzstück der klassischen Christologie angesehen wird, ist der Begriff der Inkarnation nicht biblischen Ursprungs, sondern kam erst durch den Evangelisten Johannes ins Christentum. „Das Johannesevangelium verbindet die hellenistische Inkarnationsidee mit der biblisch-prophetischen Idee der göttlichen Sendung." (Heiler, *Erscheinungsformen* (s. Anm. 1, S. 491.) Wir können nicht bei einer exklusiven Verwendung stehen bleiben, wenn wir heute von „Gottes Sohn" sprechen. Ganz dem jüdischen Geist entsprechend heißt es in Röm 8,14: „Welche der Geist Gottes bewegt, die sind Kinder (Söhne) Gottes." Luther hat bei seiner Übertragung ins Deutsche überall dort, wo im NT von Jesus die Rede ist, „Sohn Gottes" eingesetzt. In allen anderen Fällen, so auch in Röm 8,14, steht bei ihm „Kinder Gottes". Er wollte damit die Einzigartigkeit Jesu hervorheben. Sachlich gerechtfertigt scheint dies jedoch nicht, denn im griechischen Text wird an allen Stellen unterschiedslos vom „Sohn Gottes" (hyios theou) bzw. von „Söhnen Gottes" (hyioi theou) gesprochen. Das dürfen wir jetzt aber nicht so verstehen, dass wir von Gotteskindern nur sprechen, wenn diejenigen auch eine geistige Geburt oder Berufung erlebt haben. Potenziell müssen wir jeden Menschen als Kind Gottes ansehen. Das hat eher mit dem Gedanken der Gottesebenbildlichkeit zu tun.

4. Schlussfolgerung

Ein zeitgemäßes Christentum muss den heutigen Menschen in der Tiefe seines Lebens ansprechen. Ausgangspunkt hierfür sollten immer eigene

Erfahrungen sein, so individualistisch und vielfältig sie im Einzelnen auch zu sein vermögen. Eine Beschränkung auf bloße Rationalität bleibt eine „Kopfgeburt“. Durch eine Einbeziehung der inneren Dimension entgeht man auch der Gefahr, Christentum auf Ethik zu reduzieren. Indem die innere Dimension in den Vordergrund gestellt wird, unterstreicht man zugleich die spirituelle Dimension von Religion – wie ich an den Begriffen „Sohn Gottes“ und „Reich Gottes“ versucht habe zu verdeutlichen. Das „Reich Gottes“ ist ein Heilszustand, der innerlich erfahren wird. Die geistige Geburt erhebt jeden Menschen zum „Sohn Gottes“ bzw. zur „Tochter Gottes“. Auf diesem Wege lassen sich auch Menschen erreichen, in deren Leben Religion und Christentum keinerlei Bedeutung mehr haben.

Werner Martin
in: „Freies Christentum“ Nr. 3/2026
Er war 30 Jahre lang Vorstandsmitglied des „Bundes für Freies Christentum“.

Leseempfehlung

Forum Freies Christentum Nr. 63, Michael Großmann/Andreas Rössler
„Johann Peter Hebel (1760-1826) – Ratgeber für ein gelingendes Leben“
Am 22. September vor 200 Jahren starb Johann Peter Hebel – aus diesem Anlass fragen die beiden Autoren nach der Bedeutung, die der Schriftsteller, Theologe und Kirchenmann noch heute hat. Während Dr. Michael Großmann sich den Dichter philosophisch-literarisch nähert, geht Dr. Andreas Rössler auf den evangelisch-geistlichen Hintergrund Hebels ein.

Im ersten Aufsatz „Wandeln in Widersprüchen“ versucht Michael Großmann anhand etlicher *Kalendergeschichten*, Hegel mithilfe der kantischen Fragen zu deuten. Seiner Ansicht nach geben Hebels Texte auch heutigen Lesern entscheidende Antworten dazu.

Hebels Texte sind von der Überzeugung geprägt, dass wir in einer Welt leben, die im Grunde sinnvoll eingerichtet ist, auch wenn es Uneindeutigkeit und Widersprüche gibt – und der Mensch kann zumindest zufrieden werden, wenn er vernünftig handelt.

Im zweiten Aufsatz „Vernünftiges Christentum bei Johann Peter Hebel (1760-1826): Impulsgeber zu aufgeklärter Vernunft – Meisterdichter – liberaler Kirchenleiter“ geht Andreas Rössler auf die enge Verbindung zwischen Hebels Biographie und seinem schriftstellerischem Werk ein. Er war den einfachen Leuten zugewandt, schrieb aber bei aller Einfachheit tiefgründig und mit religiöser Verwurzelung. Andreas Rössler bezeichnet ihn als ‚theologischen Rationalisten“. In Fragen des Gottesglaubens und der Ethik ging Hebel von der Vernunft aus und damit auch von der menschlichen Erfahrung. „Diese Vernunft ist immer auch selbstkritisch. ... Wir wissen, dass wir uns nicht selbst geschaffen haben. Wir ahnen, dass wir von einer höheren Macht abhängig sind.“ Vertrauen auf die Vernunft und zugleich auf einen uns zugewandten Gott, Offenheit und Toleranz – das sind Grundpfeiler des Hebel’schen Welt- und Gottesbildes.

Das Forum-Heft kann für 5 Euro in der Verwaltung erworben werden.

Karin Klingbeil